

KATHARINA GEISER

DIE WÜNSCHE GEHÖREN UNS

Roman

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2025 Jung und Jung, Salzburg
Alle Rechte, einschließlich der Vervielfältigung, Veröffentlichung,
Bearbeitung und Übersetzung, bleiben vorbehalten
Umschlagabbildung: © cover photo Laura Makabresku
Umschlaggestaltung: BoutiqueBrutal.com
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN 978-3-99027-413-2



JUNG
UND
JUNG

Für Elise Linder-Brand (1868–1953)

Vielleicht hilft es, wenn man an einem Apfel riecht.
ADELHEID DUVANEL

Das Echte will auch neben dem stehen, was erfunden ist.
WIM WENDERS

UND WENN WIR NUR EIN TRAUM VON JEMANDEM SIND?

An diesem Nachmittag war der Fluss kein aus Wasser gemachtes Getöse. Arglos, wie gezähmt zog er dahin. Wäre er rückwärts geflossen, so hätte Elise das genau jetzt bemerkt. Sie sah die größeren und sehr großen Steine im Flussbett, die da und dort das Wasser bremsten, es aufspritzen ließen oder zu durchsichtigen Fächern formten. Sie sah das unterschiedliche Grau der Steine, alle grauer als der Himmel, und dieser Himmel hing als Schmutzwasser über ihr, während eine Kohlmeise unermüdlich ihren Alarm in die frische Luft rief, Revieranspruch oder Paarungsbereitschaft verkündete oder beides zusammen.

Frühling, dachte Elise nur, Frühling.

Der Koffer stand, wo Anna ihn platziert hatte, am diesseitigen Ende der Brücke.

Zum Abschied hatte Idi erwartungsgemäß *Adieu, leb wohl* genuschelt. Ihr Händedruck war lasch, er bedeutete Elise gleich viel wie ein Schulterklopfen. Als sie sich Anna zuwandte, wich diese zuerst mit dem Kinn, dann mit dem ganzen Körper unmerklich zurück. Ihr Hut saß makellos. Ohne einen ihrer Hüte und ohne Brille war Anna nie unterwegs. Hinter den Gläsern lauerten schmale, standhafte Augen.

Elises Blick ruhte nun auf den leicht rostigen Verschlüssen des Koffers.

Womöglich schon vor Wochen musste Anna alles ausgekundschaftet haben, zumindest das Dorf mit der Station,

den Fußpfad durch den Wald, die kleine Schlucht mit der gedeckten Holzbrücke und, auf der anderen Seite des Flusses, die Straße, die beiden Kurven.

Die Strecke vom Bahnhof bis hinunter zur Brücke war für Elise zu bewältigen, wenn auch beschwerlich gewesen. Anna und Idi hatten sie in ihre Mitte genommen. Falls sie gestolpert oder gefallen wäre, hätte vermutlich weder die eine noch die andere sie aufgefangen. Zu warm, fast heiß war Elise auf dem Weg geworden, bis in den Hals hatte ihr das Herz geklopft. Nicht um alles in der Welt hatte sie sich die Anstrengung anmerken lassen wollen. In ihren Armen dagegen steckte noch die alte Kraft.

Den Koffer hätte sie ohne Mühe selber tragen können. Unzählige Male hatte Kari ihn benutzt. Verreist war er damit nie, bloß in einem fort unterwegs gewesen, mit seinem Rucksack und bei Bedarf eben auch mit diesem kleinen Koffer.

Einen ausgesprochen armseligen Eindruck machte sie mit dem Gepäckstück, hatte Anna gesagt, als sie Elise abgeholt hatten. Spott, wenn nicht gar Triumph, zumindest aber Genugtuung war ihrem Gesicht abzulesen gewesen. Idi hatte wie meistens den Mund gehalten; ein roter Schimmer lag auf ihren Wangen.

Elise sah immer noch gut, vieles an ihr war noch intakt.

Sie war sich sicher, Anna und Idi zum letzten Mal zu sehen, doch schickte sie ihren Töchtern keinen guten Gedanken hinterher, als sie sich jetzt aus mütterlichem Instinkt umdrehte: Dort gingen die beiden, einmütig als falsches Paar. Ineinander gehakt, im Gleichschritt mit geradezu lächerlich anmutenden, kurzen Schritten und leicht nach vorn gekippten Oberkörpern, um den nicht allzu steilen Pfad durch den Wald besser zu meistern.

Wald? Den kümmerlichen Bäumen fehlte es an Licht. Buchen, Hasel und Erlen trugen noch kein Laub. Den Tannen hatte der Winter ein mattes Grün umgehängt. Kreuz und quer lag geschlagenes Holz, die dünnen Stämme gaben nicht viel her, zum Pfählen oder Zäunen taugten sie aber allemal. Vereinzelt waren gedrungene, sperrig wachsende Weiden mit ihren samtigen Silberkätzchen zu sehen und überall Bärlauch, der seine Blätter wie Speerspitzen in die Märzluft stieß. Nur nicht unten an der Brücke, wo nun von der gegenüberliegenden Seite ein Leiterwagen daherrumpelte, gezogen von einem kraftstrotzenden Mann.

Eine Armlänge vor Elise hielt er den Wagen an, stellte sich als *Kempf Johann* vor und fügte einen Willkommensgruß hinzu, etwas gar gutgelaunt, wie ihr schien. Dann hieß er sie, auf den Leiterwagen zu steigen, der schmal war, bestimmt älter als Elise und passend für eine Fuhre Heu. Eine Holzkiste diente als Tritt. Es war mühselig, da hinaufzuklettern. Johann legte seine Hände an Elises Gesäß und drückte sie hoch. Als ihr der Koffer nachgereicht wurde, bemerkte sie, dass aus dem Halbdunkel der Fachwerkbrücke zwei weitere Kerle hinzutraten. Listige Augen blinzelten unter der Hutkrempe des einen hervor, der deutlich Größere und Jüngere hatte ein fliehendes Kinn und abstehende Ohren. Mit finsterner Miene packte der Große die Deichsel, der Kleine stellte sich an die Seite von Johann und half beim Anschieben, Wenden und Stoßen des Gefährts, das kurz darauf seinem Ziel entgegenholperte, zuerst über den Bretterboden der Brücke, dann hinauf bis zur Landstraße und dort noch ein Stück weiter.

Vor allem war Elise froh, sitzen zu können, wenn auch alles andere als bequem. Einige fadenscheinige, übereinander gelegte Polsterkissen dienten als Sitz, an den Streben des Lei-

WARUM RIECHEN DIE SCHWEINE ALLE GLEICH, DIE MENSCHEN ABER GANZ VERSCHIEDEN?

terwagens konnte sie sich festhalten. Ihre Beine taten weh, doch hatte sie sich längst an den Schmerz gewöhnt. Drei kräftige Männer an ihrer Seite! Es hatte Zeiten gegeben, wo sie über diese Situation herzlich gelacht hätte.

Schon am Bahnsteig, bevor der Zug sich weiter talaufwärts in Bewegung gesetzt hatte, war ihr die senkrechte, karg bewachsene Felswand aufgefallen, mächtiger und schroffer als die übrigen den Ort umgebenden Berge, eine einzige Abweisung stellte sie dar. Zuoberst verschwand die Wand in den Wolken. Elise senkte ihren Kopf erneut, sah aber dennoch, wie die bedrohlich wirkende Bergflanke im Lauf der Fahrt auf sie zukam. In ihrem Dorf gab es in erreichbarer Nähe nur Hügel, von guten Wäldern bedeckt, gut für darin weidenden Ziegen und um Beeren und Pilze zu finden.

Endlich kamen ein paar Häuser und schließlich ein behäbiges Haus mit Walmdach auf sie zu. Es kaschierte seine Bauälligkeit nicht. Irgendwann mochten die Fensterläden grün gewesen sein.

Es war der Gegenwind, der Elise Tränen in die Augen trieb.

»Ich bin da«, sagte sie leise vor sich her, als der Leiterwagen anhielt. »Aber nicht für ewig.«

Im selben Moment lugte der kleinere der Karrer hinter dem Wagen hervor, um gleich darauf drei, vier ungelenke Sprünge zu machen, seinen Hut mit einer Hand an den Kopf drückend.

Johann deutete auf das Haus und ging Elise voran. Das war gut gemeint, aber insofern unnötig, als zwischen Gartentor und Hauseingang nur ein paar Schritte lagen und Elise keine Sehbehinderung hatte. Darüber hinaus war sie immer noch imstande, Wohnhäuser von Ställen, Bärlauch von Maiglöckchen, Streuzucker von Hagelzucker oder auch Schlangen von Blindschleichen zu unterscheiden. Und Männer von Frauen, obwohl das mittlerweile unbedeutend war. Andererseits hatte Johann sich wie ein Diener ihren Koffer geschnappt; galant, charmant war das. Man hätte verführt sein können zu glauben, gleich ein bestes Gasthaus zu betreten. Aber Bedienstete, so überlegte Elise, gingen sehr wahrscheinlich eher hinter als vor einem her. Und Anna? Sie hatte ihr den Koffer nur aus schlechtem Gewissen abgenommen.

Das mit dem Gasthaus war ein schlechter Witz. Allein die paar Zuschauer zwischen Tor und Tür waren dafür Beweis genug. Dennoch gab es hier eine Köchin und eine Küchenhilfe, einen Gärtner (Johann nämlich), eine fidele Wäscherin und drei weitere Angestellte. Fünf Diakonissen widmeten sich dem Dienst am Nächsten und führten Haus- und Gartenarbeiten an. Die Schwestern lebten in Gemeinschaft mit Frauen, Männern und Kindern, von denen die einen unheilbar krank, andere einigermaßen gesund und wieder andere ganz gesund waren. Vom vernachlässigten Säugling über den obdachlos gewordenen Melker

und die ehemalige Säuerin bis zur senilen Jungfer wurden hier alle für ein tägliches Kostgeld von fünf Franken *versorgt*.

Unter der offenen Haustür nahm eine junge Schwester Elise in Empfang. Man konnte sich ihren Namen nicht leicht auf Anhieb merken, *wie Burg, aber mit einem A hinten*, hatte sie gesagt. Ihre Hand war warm und trocken. Einen gütigen Eindruck machte diese Schwester Burga, die für alle Frauen zuständig war. Sie verkniff es sich nicht zu erwähnen, dass selten jemand mit einem Koffer anreise, die meisten brächten ein Bündel mit, höchstens, wenn überhaupt. Elise meinte, so etwas wie Anerkennung herauszuhören.

Ein strenger Geruch kam von dem langen Gestell hinter der Eingangstür, das fast die ganze Länge des Treppenhauses einnahm. Sämtliche Schuhe der Heimbewohner standen hier, ausgerichtet in Reih und Glied. Wären die Schuhe kreuz und quer dagelegen, hätte dies beruhigend familiär wirken können. Doch zum einen verbot das die Hausordnung, und zum anderen war an diesem Ort Zeit in Hülle und Fülle vorhanden, um Schuhbündel aus Langeweile oder Gewissenhaftigkeit in Schuhe zu stopfen. Selbst jene, für die das letzte Stündchen bald schlagen würde (die Kirche lag jenseits der kleinen Schlucht), fügten sich dieser Ordnung, sofern sie denn noch dazu imstande waren, sich hinunter ins Erdgeschoss zu begeben.

Elises Nase war immer noch gut.

Das Schuhgestell sei als ein Aushängeschild zu betrachten, klärte Schwester Burga auf und wirkte dabei leicht verlegen, »man betritt ein Haus, der erste Eindruck ist wichtig, findet Ihr nicht auch?«

Die Filzpantoffeln, die Elise zugeschoben wurden, waren ausgelatscht. Ihr fielen die dunklen Strümpfe und Schuhe

von Schwester Burga auf. Sie hatte sich vor die einzige Zimmertür im Eingangsbereich gestellt. »Das Büro von Schwester Ottilia, unserer Hausmutter und Oberschwester«, sagte sie leise und winkte Elise herbei. »Gleich folgt Euer Eintrittsgespräch.« Die Schwester klopfte an. Elise betrachtete die schwarzweiße Abbildung, die mit Reißnägeln am Türblatt des Büros befestigt war: zwei unverkrampfte Hände, deren Zeigefinger aufeinander deuteten, sich aber nicht berührten, die eine männlich, die andere eher weiblich. Sie konnte sich keinen Reim auf dieses Bild machen.

Schwester Ottilias Raum glich mehr einer Stube als einem Arbeitsort. Umgeben von Polsterstühlen, einer mit gestickten Kissen bestückten Ottomane, dem mit Büchern, Mappen, Papieren überbordenden Bücherregal und einem stattlichen, ordentlich polierten Sekretär mit zahlreichen Fotos wurde es Elise eine Spur leichter. Es gab außerdem eine Standuhr, deren Ticken nach vertrautem Leben klang, zwei wackere Gummibäume, verschiedene Bilder, sogar einen in Gold gefassten Wandspiegel.

An einem mit Intarsien verzierten ovalen Tisch setzte Schwester Ottilia sich Elise gegenüber und faltete die Hände: »Das ist das Tor zum Herrn, nur Gerechte treten hier ein. Amen.«

Der in der Mitte des Raums angebrachte Kristallleuchter wirkte doch etwas gar pompös und berieselte sämtliche Dinge mit *frommem Licht*, wie Elise fand. Ihre Lippen kräuselten sich ganz von selbst vor. Die Oberschwester hob den Blick und stellte die zu erwartenden Fragen: Ob sie eine gute Reise gehabt habe und wie es ihr gehe. *Ja* und *geht so*, antwortete Elise.

»Elise Linder-Brand, geboren am 15. Juni 1886, verwitwet, ist das korrekt?«, fragte Schwester Ottilia weiter. In verschie-

dene Spalten eines aufgeklappten Buches notierte sie Personalien und Daten.

Ein Kratzen der Feder vernahm Elise nicht, doch ihr fiel auf, dass die Oberschwester wie gestochen schrieb. Als sie fertig war, schwang Schwester Ottilia ihren massigen Hintern zum Sekretär und griff nach einem Tintenlöscher, mit welchem sie anschließend über die frischen Einträge wippte. Garantiert würde Elise sich hier, unter Gottes Obhut, bald schon wie zu Hause fühlen, meinte sie. Ihr Mund lächelte. Ihre Stimme war angenehm, ihr ausgeprägter Ostschweizer Dialekt weniger. Ihre teichgrünen Augen blieben leer. Sie hatte *zu Hause* gesagt. Als könnte sie zaubern.

Schwester Burga werde ihr alles Nötige zeigen, fuhr die Hausmutter fort, auch Fragen möge sie bitte immer zuerst an jene richten oder, noch besser, an den Zimmergeist, der in ihrem Fall Stini Lehner sei.

»Zimmergeist?«, fragte Elise.

Das sei eine Person, die schon lange hier lebe, deshalb über alles Bescheid wisse und sich noch um andere kümmern könne. Gäbe es im Zimmer ein Vorkommnis, so hole der Zimmergeist Unterstützung, von Schwester Burga oder von Lydia und Francesca, je nachdem. Letztere werde Elise auch schon bald kennenlernen.

Schwester Ottilia hob die Brauen und holte tief Luft: »Nun aber zu etwas, was wir hier zur allgemeinen Regel erhoben haben. Es betrifft die Übernahme von persönlichen Wertgegenständen. Da die Heimatgemeinden nur sehr knappe Kostgelder für unsere Pfleglinge bezahlen, ist es üblich, mitgebrachtes Geld und Schmuck abzugeben, alles, was eben von weltlichem Wert ist. Das gibt unserem Betrieb eine gewisse Sicherheit. Wie ich sehe, tragen Sie einen Ehering, aus echtem Gold vermutlich. Wären Sie so

gut, ihn mir zu geben? Und verfügen Sie auch noch über eine Barschaft?«

Elise schluckte leer: »Ich dachte, meine Tochter würde die Kosten für meine Unterbringung übernehmen?«

»Schon«, erwiderte die Hausmutter, »Sie brauchen sich aber keine Sorgen zu machen, denn bei einem allfälligen Austritt werden Ihnen Ring und Geld wieder ausgehändigt.«

»Vier Franken sechsfünfzig«, sagte Elise stockend, nachdem sie ihr Portemonnaie aus der Manteltasche gezogen und mit dem Zeigefinger die Münzen darin hin und her geschoben hatte.

»Mit der zentralen Aufbewahrung der Wertgegenstände fördern wir außerdem die Gleichstellung aller«, so Schwester Ottilia weiter. »Schließlich soll niemand unter diesem Dach Neid empfinden. Natürlich muss auch keiner Mangel leiden. Denn der große Gedanke unseres Schöpfers ist, *ein Gottesvolk* zu bilden, das an Gerechtigkeit und Liebe zu erkennen ist. Darum nehmen wir auch die Eheringe in Gewahrsam.«

Die Logik erschloss sich Elise nicht so ganz. Langsam schob sie die Münzen der Oberschwester zu. Danach legte sie beide Hände auf die Tischplatte: »Schaut, meine Gelenke sind vom Rheuma dermaßen geschwollen, dass ich den Ring schon längst nicht mehr abbekomme.«

Schwester Ottilia warf einen kurzen Blick auf Elises Finger: »Vielleicht lässt er sich später ja doch noch mit viel Seife oder auch anders entfernen, ich mache mir eine Notiz. In ein paar Tagen sehen wir weiter.«

Nachdem sie ihre Hände zurück in den Schoß gelegt hatte, befühlte Elise mit Daumen und Zeigefinger der Rechten den Ring an ihrer linken Hand. Ja, er war aus Gold. Gott-

fried hatte ihn ihr angesteckt. Niemals würde sie sich dieses letzte Zeichen der Verbundenheit nehmen lassen.

Schwester Burga stieg vor ihr die lange Treppe hinauf, auch sie trug ihren Koffer. Bereits nach wenigen Stufen atmete Elise schwer, das Knarren erinnerte sie an nichts.

Oben im Treppenhaus gab es nach drei Seiten hin eine Tür. Geradeaus sei der Waschraum, erklärte Schwester Burga, daran anschließend die Toiletten. In beiden Haushälften dieser Etage lägen die Zimmer der Frauen, die Männer seien im zweiten Stock untergebracht, die Kinder im Erdgeschoss, und in den Dachkammern schliefen die Diakonissen (*noch deutlich unter Gott*, ging es Elise durch den Kopf). Sie würde in Zimmer 3 wohnen, es liege auf der linken Seite, Richtung Morgensonne, sagte Schwester Burga.

Kurz danach drängte sie Elise dazu, ihren Mantel an einen Haken im Korridor zu hängen, sie schien in Eile zu sein. Dann strich sie aber doch mit beiden Handflächen über den Wollstoff des Mantels, ohne Hast. Wen wollte sie damit besänftigen?

Es roch nach Mottenpulver.

Ringsum standen mit einem Mal einzelne, dann mehr und mehr Frauen, mit trotzigem Unterkiefer und lauerndem Blick die eine, mit hochgezogenen, knochigen Schultern eine andere. Manche bekam den Mund nicht mehr zu. Kopftücher aus einfachen Stoffen fielen Elise auf, fettiges Haar klebte an einem Schädel, Hände hingen an zu langen Armen oder rangen mit sich selbst. Elise sah in die Runde und grüßte. Ihre Stimme kam ihr heiser vor.

Eine Frau kam ihr entgegen, schlurfte an ihr vorbei und meinte forsch: »Kleiderbügel brauchst du nicht zu suchen, es gibt hier keine! Dafür hält der Herrgott höchstpersönlich einem den Mantel auf!«

Schwester Burga überhörte die Bemerkung und deutete auf das Ende des Korridors. Hier befand sich ein offener Raum, vollgestellt mit Schränken und Kommoden. Vor dem einzigen Fenster hing ein kariertes Vorhang, dessen Farben ausgebleichen waren. Eine angebrannte Kerze in einem gusseisernen Halter stand auf der Kommode.

Elise wurde eine Schublade zugewiesen, wo sie ihre Wäsche versorgen sollte. Nein, einen Schlüssel gebe es nicht, sagte Schwester Burga, und sie klang erneut etwas verlegen, den leeren Koffer könne sie dann unter ihr Bett schieben. Auch er dürfe nicht abgeschlossen werden, so sei die Regel. Falls Elise ein Erinnerungsstück mitgebracht habe, möge sie dieses im Koffer verwahren. Ihre Tochter habe ihr hoffentlich ausgerichtet, dass es sich dabei, leider, nur um einen einzigen, kleineren Gegenstand handeln dürfe.

Wieder schluckte Elise leer.

Unfassbar jung war diese Schwester Burga. Dazu eine Hübsche. Ihr Haar zwischen Stirn und Haube schimmerte fast golden, ein klares Zeichen für das Engelhafte, wie einige der Hausbewohner zu betonen nicht müde wurden.

Elise hatte im Laufe ihres Lebens viel gesehen, einen Engel noch nie.

Durch Umschlagtuch und Strickjacke hindurch spürte sie die Hand der Schwester, die sie vorwärts über die Schwelle von Zimmer 3 schob. Hinter ihr zerstreuten die anderen Frauen sich. Abgehackte, unverständliche Wörter drangen noch an Elises Ohr, herausgepresstes, giftiges Lachen flaute ab.

Sie hatte es sich anders vorgestellt. Nein, Elise hatte sich überhaupt keine Vorstellungen davon gemacht, wie sie untergebracht sein würde. Viel zu wenig Zeit war ihr dafür geblieben. Ein Bett, ein Zimmer. Und Anna konnte sie nicht trau-

en. Sie und Idi würden bald wieder daheim sein, in ihren eigenen Wohnungen Kaffee trinken und *Weggli* futtern.

Von Milchbrötchen und gutem Bohnenkaffee konnte man hier höchstens träumen. Den Diakonissen wurde zwar dreimal täglich sättigende Bauernkost aufgetischt, bei den Pfleglingen verhielt es sich anders. An den strikten Regeln war nicht zu rütteln, auch sollten sie froh sein, überhaupt verköstigt zu werden und ein eigenes Bett zu haben, diese Ärmsten der Armen. So stand es wiederholt in den Berichten der Kommissionen und Behörden, und so sagten gelegentlich die Dörfler jenseits des Flusses: *die Ärmsten der Armen*. Und in den umliegenden Ortschaften und Weilern talauf- oder -abwärts und noch weiter weg und ebenso in jenem Dorf, wo Elise bis vor kurzem gewohnt, fast ein ganzes Leben verbracht hatte, die Kinder aufgezogen, Gottfried eine gute Frau gewesen war, tagein, tagaus als Wäscherin im eigenen Betrieb unermüdlich gearbeitet hatte, ja selbst dort wussten die meisten Leute um jenes Armenhaus am Tor zum Berner Oberland, dem *Brüggli*. Auch Elise kannte das Asyl, vom Hörensagen, und insbesondere von Kari.

Doch jetzt, als sie sich in Zimmer 3 auf die hölzerne Bettstatt stützte und sich umsah, begriff sie: Sie hatte mit sieben anderen Frauen einen Raum zu teilen. Nicht einmal ein Nachttisch oder zumindest ein Stuhl stand zwischen den einzelnen Betten. Dafür hockte eine Menge schlechter Luft in diesen Wänden drin.

BEWOHNER UND BETREUER IM BRÜGGLI

[Die Zahlen in den eckigen Klammern verweisen auf die Zimmernummern bzw. den Kinderbereich.]



ALLENBACH MATTI [K]

Seit Jahren im Armenhaus untergebracht. Kann nicht sprechen, scheint aber alles zu verstehen. Wird offiziell als *debil* bezeichnet. Ist weitgehend selbständig. Im Garten gräbt er tiefe Löcher.



ANNELER MAGDA [4]

Magengeschwür. Auf einem Auge blind. *Frühe Heirat. Die ersten Jahre waren recht, aber danach begann das Elend, weil das Geld nicht langan wollte. Ich hatte nur ein Kind, es starb nach der Geburt. Die Ehe wäre besser gewesen, hätten wir Kinder gehabt.* Wunsch: Ein Schälchen Walderdbeeren.



AST GRETI [1]

Von Kindheit an auf sich gestellt. Eingesessen wegen Diebstahls. Arbeitserziehungsanstalt. Später als mutmaßliche Gehilfin einer Heiratsschwinderin in den Heimatkanton abgeschoben. Ihre Bevormundung endete, als sie einen Pferdewärter ehelichte. Scheidung. Wunsch: *Einen Haarföhn, einen Nervmantel, eine Reise nach Indien, einen Glücksritter oder etwas ähnlich Verrücktes? Ich nehm' den Mantel!*



BACHER HEDLE [2]

Von ihren Eltern in die Irrenanstalt gebracht. Einer der Ärzte kannte sich aus und stellte die Diagnose *Tourette-Syndrom*. Danach lebte sie bei der Großmutter. Nach deren Tod Einweisung ins Brüggli. Sie stickt Wandbehänge für den Dorfbazar und hat während der Handarbeit kaum Ticks. Wunsch: *Dass meine Eltern sich bei mir entschuldigen würden.*

DAHINTER

Bevor sich ein erster Satz finden ließ, zeichnete ich **mögliche Armenhausbewohner**, schnelle Skizzen mit weichem Bleistift auf verschiedene Papiere, eine pro Tag, manchmal zwei. Aus einer Vielzahl von Porträts wählte ich schließlich die Figuren für das fiktive Brüggli aus, gab ihnen Namen, erste Biografiesplitter, ein Bett. Und ich erriet, warum sie überhaupt in einem Armenhaus waren. Nur bei Elise Linder verhielt es sich etwas anders.

Das Armenhaus, das mir als ungefähre **Vorlage für das Brüggli** diente, war eines von vielen im Kanton Bern. 1953 herrschten dort prekäre Verhältnisse: deutliche Überbelegung, das Fehlen von Untersuchungs-, Kranken- und Sterbezimmern, spärliche sanitäre Einrichtungen, zu wenig Pflegekräfte und eine völlig unzureichende medizinische Behandlung. *Es müsse alles daran gesetzt werden*, schrieb 1955 der für jenes Armenhaus zuständige Pfarrer, *die Krankheiten zu lindern und dem Patienten auch durch geeignete psychische Therapie die Bestätigung zu geben, noch Anrecht auf das Leben zu haben*. Bald danach wurde das Armenasyl geschlossen.

In den ersten zwei Dritteln des 20. Jahrhunderts gab es in der Schweiz ein dichtes Netz von **Armenhäusern, Armenasylen bzw. Armenanstalten**. *Bürgerheime* und *Spittel* (Spital) wurden sie ebenfalls genannt, und manchmal trugen sie Namen wie *Sonnenschein*, *Gottesgnad* oder *Waldheim*. Eine Gesamtübersicht fehlt. Für das Jahr 1953 können allein im Kanton Aargau 57 Armenhäuser nachgewiesen werden.

1884 waren im Kanton Bern die gesetzlichen Grundlagen für die **administrative Versorgung** geschaffen worden. Von nun an war es möglich, Personen, deren Lebensweise nicht der gesellschaftlichen Norm entsprach, ganz offiziell und au-

ßergerichtlich (!) in Arbeits- und Korrektionshäuser, Trinkerheilanstalten und Armenhäuser einzuweisen. Bei den Armen resp. Verarmten wurde lange zwischen **unverschuldeter und selbstverschuldeter Armut** unterschieden. Zur ersten Gruppe gehörten *körperlich Gebrechliche*, das heißt *rechtschaffene, alte alleinstehende Leute*, die für sich selber nicht mehr sorgen konnten, des weiteren Kranke, *geistig Anormale* sowie – seltener – Personen, die durch Unfälle oder Naturkatastrophen hilfsbedürftig geworden waren. Zur zweiten Gruppe zählten Personen, denen man *Boshaftigkeit, Gleichgültigkeit, Liederlichkeit, Leichtsinnsinn, Faulheit, haushälterische Unfähigkeit* oder *Trunksucht* nachsagte. Unverschuldet Armen standen die Türen zu den Armenasylen offen, während selbstverschuldet Arme in der Regel erst einmal mit einer Einlieferung in eine Trinkerheilanstalt, eine Arbeits- oder Korrektionsanstalt rechnen mussten. Es soll auch Erwachsene und Kinder gegeben haben, die sich selbst um einen Aufenthalt in einer Armenanstalt bemühten oder aber von ihren Angehörigen in einem Heim platziert wurden. Mit dem **Armengesetz von 1946** bestand neu auch bei selbstverschuldeter Armut eine Unterstützungspflicht durch die Heimatgemeinde.

In der Schweiz galt seit dem 17. Jahrhundert das **Heimatortsprinzip**. Weder der Geburtsort noch der Wohnort waren zuständig für die Armenhilfe, sondern allein der Heimat resp. *Bürgerort*, also derjenige Ort, wo die Vorfahren einer Person über Generationen hin ansässig gewesen waren und Rechte und Pflichten erworben hatten. Jedes neugeborene Kind bekam den Bürgerort seiner Familie (oder seiner ledigen Mutter), bei einer Heirat musste die Frau Namen und Bürgerort ihres Mannes annehmen. Aus *armenrechtlichen Gründen* wurden Hilfsbedürftige deshalb *heimgeschafft*. Zugleich verbot man ihnen oft auch die Rückkehr und jeden künftigen

Aufenthalt im Wohnsitzkanton, *unter Androhung der Überweisung an den Strafrichter im Falle des Ungehorsams.*

Als im Laufe des 20. Jahrhunderts sogenannte **Konkordate** geschaffen wurden, mussten der Wohnsitzkanton mit dem Bürgerortskanton die Verfahrensweise und die anteiligen Unterstützungskosten für eine *armengenössige* Person (oder für eine ganze Familie) mehr oder weniger aushandeln. Daraus ergab sich teilweise ein monatelanges schriftliches Hin und Her zwischen den einzelnen Armenbehörden und den Regierungsvertretern, bis endlich eine Lösung gefunden war. Die Bedürftigen selbst dürften in eine Entscheidungsfindung höchst selten, wenn überhaupt, einbezogen worden sein. In den staatlichen Archiven liegen bis heute Briefe von verzweifelten Hilfsbedürftigen.

Erst seit 1977 haben unterstützungsbedürftige Schweizerinnen und Schweizer die volle Niederlassungsfreiheit und können nicht mehr von ihrem Wohnort weggewiesen werden.

Von 1949 an hieß das **Armenwesen** im Kanton Bern **Fürsorgewesen**. Bestimmt gab es Fortschritte – beispielsweise durfte Männern nicht mehr das Stimmrecht entzogen werden (die Frauen hatten ja sowieso noch keins) –, doch blieben die Armenhäuser noch lange Armenhäuser. Für die Insassen bedeuteten sie Entwürdigung, Ausgrenzung und Disziplinierung, Entbehrung bis maximaler Verzicht, Aussichtslosigkeit und trotzdem gelegentlich Hoffnung, gar Sicherheit.

Was die **Kinder** angeht, so muss auf das im Jahr 1912 in Kraft getretene Schweizerische Zivilgesetzbuch verwiesen werden. Durchaus konnte man es als *gesellschaftliche Errungenschaft* betrachten. Das formelle Anliegen, Kinder fortan zu schützen, war das eine, doch wurde es nun gleichzeitig möglich, sie aus missliebigen Familien zu reißen und fremd

zu platzieren. Die Behörden schritten zudem bei Scheidung und Todesfall eines Elternteils ein. Auf **ledige Mütter** hatte man ein besonderes Auge. Uneheliche Kinder erhielten für gewöhnlich einen Vormund, da sie körperlichen und moralischen Gefahren ausgesetzt seien, wenn eine väterliche Autorität fehle und sie nicht in geordneten Familienverhältnissen aufwachsen können, hieß es. Nur *tüchtigen* Müttern wurde ausnahmsweise die elterliche Gewalt zugesprochen. Ihre volle rechtliche Anerkennung bekamen unverheiratete Frauen und ihre Kinder in der Schweiz erst mit der Revision des Kindesrechts von 1978.

In Zusammenhang mit den **Kindswegnahmen** sollen an dieser Stelle auch die *Verdingkinder* und die *Kinder der Landstrasse* erwähnt werden. Eine Aufarbeitung hat spät begonnen, doch die beschämenden Vorgänge sind allmählich ins Gedächtnis der Allgemeinheit gelangt. Demgegenüber ist kaum etwas über die zahllosen Armenhäuser und Armenhäslerinnen in der Schweiz bekannt, die – zumeist auf immer gesichtslos – ein Schattendasein führten. Nicht zuletzt deshalb wollte ich diesen Roman schreiben.